

078

NEUE-ILLUSTRIERTE-ZEITSCHRIFT

Beilage zum deutschen Bürgerblatt.

Verantwortlicher Herausgeber und Redakteur:
Wilhelm Friedrich.

Diese illustrierte Beilage zum Deutschen Bürgerblatt erscheint wöchentlich in einem hoch Quartbogen von 8—12 Seiten. Der Jahrgang wird mit den Beilagen ca. 60 Bogen mit ca. 400 Original-Holzschnitten umfassen. In Vereinigung von Bild und Wort werden Charakteristiken interessanter Personen, Schildereien aus der Fremde und Heimath, Original-Erzählungen, humoristische Aufsätze, Sagen, Anekdoten, Moden und Neues im Inhalte gegeben. Am Schlusse jedes Jahres wird ein Titel und Inhalts-Verzeichniß geliefert, weshalb man die Blätter aufzusammeln ersucht. — Wenn gleich selbstständig die „illustrierte Beilage“ 20 Sgr. pro Quartal kostet, so ist der Preis für die Abnehmer des „Deutschen Bürgerblattes“ nebst „illustrierter Beilage“ doch nur 17 1/2 Sgr. bei der Expedition vierteljährlich. Bei allen Buchhandlungen und den Postanstalten des Preuss. Staats pro Quartal 26 1/2 Sgr.

(Die illustrierte Beilage kostet allein ohne das „Deutsche Bürgerblatt“ pro Quartal 20 Sgr. bei der Expedition und bei allen Preuss. Postanstalten 25 Sgr.)

Nr. 32.

Erster Band.

1847.



Die Festung St. Julian in Portugal.

Chronik der Gegenwart.

Der Krieg in Portugal.

Wir haben unsere Leser, welche die politischen Zeitschriften aller Farben über die Tagesgeschichte mit ihren Einzelheiten unterrichten, bereits *) mit dem Schauplatze jenes unseligen

*) In Nr. 50 unserer Zeitschrift, II. Band.

Bürgerkrieges in Portugal bekannt gemacht, und zwar mit seinem Anfange, dem Aufstande zu Oporto, der mit seinen verderbenden Flammen das Mark Lusitaniens zu verzehren drohte, und kommen nun heute auf dessen Ende zurück.

Die vereinigten Mächte von Spanien und England sahen sich nämlich im Interesse des wünschenswerthen Friedens zu einer Intervention in dem nicht enden wollenden Kampfe

genöthigt, und ihren Siegen gelang es, die Aufständischen (die Junta) zur Unterwerfung zu nöthigen. Die letzte Waffenthat war die Wegnahme der feindlichen Flotte, die Entwaffnung ihrer Mannschaft und deren Gefangennahme durch die Engländer unter ihrem Befehlshaber Sir Thomas Maitland. Die Gefangenen, über 4000 an der Zahl, wurden nach der Festung St. Julian an der Mündung des Tejo und daselbst in strengen Gewahrsam gebracht. Nachdem sich aber, von der Uebermacht der einschreitenden Truppenmassen überzeugt, später auch noch Dporto, der Heerd der Verschwörung, unterworfen, war der ganze Aufstand so gut wie gedämpft, und ein Dekret der portugiesischen Regierung verkündigte alsbald eine allgemeine Amnestie. Die Gefangenen wurden sämmtlich auf freien Fuß gesetzt und mit „Kriegsehren“, wie es der Erlass der Amnestie bewilligte, behandelt. Seitdem scheint nach und nach der längst ersehnte Frieden in das hart bedrängte Land wieder einzufahren, und wenn auch die Anwesenheit der Verbündeten noch länger für nöthig erachtet wird, um Ausbrüchen der Parteierbitterung vorzubeugen, so ist jetzt doch das Ansehen des Throns und der constitutionellen Charte vollkommen wieder hergestellt.

Wir bringen nebstehend unseren Lesern eine getreue Ansicht der genannten Festung St. Julian, die eine Zeit lang den gefangenen Aufständischen zum unfreiwilligen Aufenthaltsorte diente und der letzte Schauplatz in jenem verhängnißvollen, blutigen Drama gewesen zu sein scheint.

Scenen aus dem Leben fremder Völker.

Die Perlenbank.

(Schluß).

Alsobald machten die Geschäftsfreunde sich an's Werk. Die Taucher, Chalil mit inbegriffen, legten ihren vollständigen Anzug von weißem Baumwollenzug an, um ihren Körper gegen die Berührung der lebenden Gallertmassen zu schützen, die von den Naturforschern Medusen, von den Matrosen Meerkerzen oder Seenesseln genannt werden, weil sie die Eigenschaft haben, die Nacht zu leuchten, und bei der Berührung ihrer feinen Fühlfäden eine brennende Empfindung, wie von Nesseln verursachen. Jeder Taucher setzt die Füße auf einen Stein, der an einem Seile hängt, das wieder zwischen die große Zehe des rechten Fußes gefaßt wird. Am linken Arme trägt er ein kleines Netz, worin die Perlenmuscheln gesammelt werden, und nachdem er die Nasenlöcher mit einem Stück elastischen Hornes zusammengequetscht, gibt er dem Seibor das Zeichen, der das Seil sogleich gleiten läßt, und es augenblicklich wieder heraufzieht, wenn es der Taucher schüttelt zum Zeichen, daß er athmen muß. Die erforderliche Zeit, das Netz oder Körbchen zu füllen, sind dreißig bis hundert Sekunden. Die wunderbaren Erzählungen, daß manche Taucher fünf Minuten, und sogar noch länger unter dem Wasser verweilen, verdienen keinen Glauben; die geschicktesten müssen nach höchstens zwei Minuten an die Oberfläche kommen und Athem schöpfen. Künftig wird man ohne Zweifel die Taucherglocke auch zur Perlenfischerei gebrauchen.

Der Abend wurde angewendet, jene Perlenmuscheln, deren Größe eine besondere Ausbeute versprach, mit dem Messer zu

öffnen. Man weiß, daß die Perle mitten im Fleisch der Muschel in der Nähe des starken Muskels befindlich ist, mittelst dessen sie die Schale schließt. Saadi und Chalil überzeugten sich bald, daß der Felsen des guten Glückes seinen Namen mit vollem Rechte führte. Jeden Tag lohnten Perlen von außerlesener Schönheit und Größe ihre Bemühung. Die Menge Muscheln, die sie nicht öffnen konnten, warfen sie auf den Felsen, wo sie bald verfaulten und von selbst aufklangen. Rasch sah Chalil das Lösegeld anwachsen, das ihn seiner Heimat und Familie wiedergeben sollte. Jeden Morgen machte er sich gleich nach dem Gebete an's Werk, und verharrete dabei, bis die untergehende Sonne ihn zur Abendandacht rief. Er war der geschickteste und glücklichste unter den Tauchern.

Der September ging zu Ende und der Golf, bisher regungslos ruhig, fing an, unter dem Hauche der Westwinde zu murren. Langjährige Erfahrung sagte den Fischern, es sey Zeit, für dieß Jahr aufzuhören. Nicht ohne einen tiefen Seufzer verstand sich Saadi endlich dazu, die Anker zu lichten und die Mündung des Golfes wieder zu gewinnen. Ein sehr heftiger Nordwind zwang sie, sich dicht an der Südküste des Golfes zu halten und so nah als möglich das Vorgebirge Ras-el-Sheima zu umfahren. Chalil glaubte, derselbe Wind würde die Leute seines Stammes hindern, in See zu gehen. Er irrte sich, denn kaum hatte er das Kap umschifft, so schoß zwischen der mit der Küste gleichlaufenden Inselreihe ein großes Buggalah (Segelboot) hervor, und fuhr auf sie zu. Ein einziger Blick genügte, Chalil zu überzeugen, daß jene seine Todfeinde, die Mohassanis waren, die vielleicht hier auf ihn lauerten, oder einfach ihr Seeräuber-gewerbe trieben.

Chalil zweifelte nicht, daß auf die Wegnahme der Barke sogleich die Niedermeglung der Mannschaft folgen würde. Er verdoppelte die Zahl der Ruderer, indem er den Tauchern sagte, daß die einzige Möglichkeit der Rettung jetzt in den Rudern liege.

Das lange, leichte Fahrzeug zitterte und ächzte unter den kräftigen Ruderschlägen, durchschnitt die Wogen und glitt auf ihrem Rücken hin, wie der fliegende Fisch, der zugleich den Reihern und den Haifischen ausweicht. Aber selbst der Hai verfolgt seine Beute nicht mit größerer Eier und Hartnäckigkeit, als das Buggalah, dessen ungeheures lateinisches Segel sich weit über den Bord hinausneigte, dessen Kiel eine Schaumwolke hinter sich schleuderte. Saadi lag händeringend auf dem Boden der Barke, raufte sich den Bart und verwünschte sein Schicksal; die Ruderer riefen Allah und den Propheten an, Chalil allein blieb ruhig und unbewegt. Aufrecht auf dem Hintertheile stehend, heftete er auf das verfolgende Buggalah einen Blick düsteren Hasses und unbeugsamen Stolzes. Er lenkte jetzt nach dem östlichen Saume der Inselreihe. Seine ganz genaue Kenntniß von einigen äußerst gefährlichen Durchfahrten ließ ihn hoffen, hier den einzig möglichen rettenden Ausweg zu finden. Das viel größere Schiff der Feinde, lediglich durch ein ungeheures Segel getrieben, würde mitten unter den Felsen schlecht sich wenden können; aber Chalil wußte, daß die Mohassanis für ähnliche bedenkliche Fälle immer zwei Vöte an Bord hatten.

Die Leute des Buggalah begriffen seine Absicht, denn sie eröffneten ein wohlgenährtes Flintenfeuer, aber fast außer Schußweite. Eine einzige Kugel traf Chalil in die Brust und drang

ziemlich tief in's Fleisch ohne daß sein Gesicht mit dem leisesten Zucken den Schmerz verrieth.

An der Südspitze der Inselreihe angelangt, ließ Chalil seine Barke durch einen sehr engen Kanal in's offene Meer hinauschießen; jetzt gebot er ihnen einen Augenblick einzuhalten und sah sich um, ob die Feinde sich mit dem Buggalah in den gefährlichen Durchweg wagten, oder die beiden Boote aussetzten. Im letzteren Falle mußte man sich anschicken, Mann an Mann zu kämpfen. Aber zu seinem Erstaunen fuhr das Buggalah ohne Zaudern in den engen, gewundenen Kanal ein und jetzt, vielleicht zum erstenmale, flog ein Strahl von Freude über des Johasmi düstres Angesicht.

„Kaufmann,“ sagte er zu Saadi, „verkaufst du mir deinen Antheil an dem Unternehmen? Vor fünf Minuten hätte ich dir keinen Piafter dafür gegeben: jetzt biete ich dir dreihundert goldene Tomans.“

Obgleich Saadi sich hinreichend gefaßt hatte, dem Gefährten zu antworten, schlug eines falschen Manövers wegen das umgestülpte ungeheure Segel der Breite nach an den Mast und beugte ihn, da sich der Wind darin versing, sehr heftig. Die in dem Kanale sehr reißende Strömung legte das Schiff vollends auf die Seite und warf es auf eine Klippe, wo beim ersten Krachen schon die dünnen Borde einbrachen. Wenige Augenblicke nachher schlug das Buggalah um. Ein Theil der Mannschaft kletterte auf die Klippen, wo sie außer dem Bereiche der Strömung waren, die unter andern Verunglückten zwei arme Teufel, an eine Planke geklammert, mitten unter Schiffstrümmern in's offene Meer auf Chalil's Barke zu trieb. Dieser erkannte bald Zeyn's Vater und Bruder, die Rächer des von ihm vergossenen Blutes, seine unverföhllichsten Feinde.

„Allah sey gesegnet,“ rief er. „Ich halte in meiner Hand das Leben der beiden Männer, die meinen Tod geschworen haben.“

„Bei Allah und dem Propheten,“ sagte der Kaufmann, und versuchte mit seinem noch immer angstbleichen Gesichte zu lächeln, „wenn das die Verwandten des Erschlagenen sind, so benütze die Gelegenheit, einen guten Handel zu machen. Eine kleine Summe wird sie zufrieden stellen.“

Diese mit halb ernstlichem Tone gesprochenen Worte bewirkten bald in Chalil's Empfindungen eine plötzliche Umwälzung. Er erinnerte sich, daß die beiden Männer, welche die Meeresströmung ihm zuführte, auch Vater und Bruder der schönen Amineh seyen und die letzten Worte seines sterbenden Vaters kamen ihm wieder in's Gedächtniß. Er stellte sich an die Spitze des Schiffes, erhob winkend die Hand und rief:

„Abdallah Ben Mohassan, erkennst du mich?“

„Hund, Sohn eines Hundes,“ antwortete der alte Mohassani, „Mörder meines Sohnes, Vertilger meines Stammes, ja ich erkenne dich! Diesmal hast du gesiegt, feig wie du bist, durch Fliehen gesiegt. Meine Unvorsichtigkeit und das mir widrige Geschick gaben dir den Sieg. Aber deine Stunde wird dennoch kommen, und du wirst den Tod eines Hundes sterben, wie dein Vater.“

„Scheich Abdallah,“ antwortete der Jüngling, ohne sich durch diese Beleidigungen aufregen zu lassen, „willst du für deinen Sohn den Blutpreis annehmen?“

Dieser unerwartete Antrag, in einem solchen Augenblicke

gethan, verdiente Beachtung. Die Planke war bereits nahe daran, an die Barke zu stoßen.

„Wie viel bietest du?“

„Biete ihm den vierten Theil des Preises,“ flüsterte der Kaufmann seinem Gefährten in's Ohr, „den er auf festem Lande ansprechen kann.“

„Ich biete dir fünfhundert Zechinen.“

„Ich werde das Blut meines Sohnes nicht um den Preis zweier elenden Sklaven verkaufen,“ antwortete der alte Scheich. „Ich habe in der dringenden Gefahr nicht den Kopf verloren. Gib mir zweitausend.“

„Zweitausend, wenn du willst, aber unter der Bedingung, daß sie die Mitgift der schönen Amineh sind.“

„Sey es denn so,“ erwiederte der Greis, und der seltsame Handel war geschlossen.

Man beeilte sich, die beiden Mohassanis in den Kahn aufzunehmen und auf den tödtlichen Haß folgte die offenste Herzlichkeit. Chalil erzählte seinem Schwiegervater sein gutes Glück und bewog ihn ohne Mühe, ihn nach Maskat zu begleiten, wo er seinen Theil Perlen verkaufen und das bedungene Lösegeld zahlen wollte. Gleich nach ihrer Ankunft im Hafen ging Saadi auf den Bazar mit seiner vollständigen Auswahl, die bald die Augen aller Hindu-Kaufleute auf sich zog. Die Größe und Schönheit der Perlen erregten die Bewunderung der Kenner. Es wurde lange gefeilscht, aber da auch Saadi sein Geschäft verstand, bequerten sich die Hindus endlich, für eine so schöne Waare 14,000 Zechinen zu zahlen. Abgezogen der Lohn der Taucher und Ruderer, den die Geschäftsfreunde verdoppelten, blieben noch mehr als 12,000 Zechinen unter Drei zu theilen. Chalil fand sich demnach im vollen Besitze von mehr Geld, als er je in seinen Träumen gesehen hatte.

„Habe ich Wort gehalten, mein Sohn,“ sprach Saadi, indem er ihm seinen Theil auszahlte. „Glaubst du nun, daß es sich der Mühe lohnt, einen persischen Rezer zu retten?“

„Ich verdanke dir mehr als das Leben, mein Vater,“ antwortete Chalil. „Komm mit mir nach Ras-el-Sheima und du wirst sehen, wie die Johasmi ihre Wohlthäter ehren.“

„Nein,“ erwiederte Saadi, „ich muß nach Buschir und Zemin-Chan seinen Antheil überbringen. Bist du zufrieden, ich bin es auch. Wir haben beide Geld und Weisheit gewonnen. Ich habe gelernt, daß ein Araber vom Johasmi-Stamme menschlich seyn kann, und du bist überzeugt, daß bin ich sicher, daß es unter den Kaufleuten und unter den Schiiten ehrliche gibt. Sey glücklich mit deiner Amineh, und vergiß nie den letzten Rath deines Vaters: besser erhalten, als zerstören. Gesegnet seien Allah und sein Prophet, die dich sandten, als ich fast zu Grunde ging.“

Chalil wohnt noch heutigen Tages in Ras-el-Sheima. Mit der schönen Amineh verbunden, und, Familienvater, hat er dem ererbten Geschäfte seines Stammes, der Seeräuberei, entsagt. Besitzer eines schönen Schiffes von zweihundert Tonnen, macht er oft Reisen nach Hindostan, manchmal selbst nach Amerika, aber als ehrlicher Handelsmann. Von Zeit zu Zeit besucht er seinen Freund Saadi, einen der reichsten Kaufleute von Buschir. Letzterer ist wohlbeleibt geworden, und erzählt

jedem, der mit ihm einen Tschibuk rauchen und zuhören will, das Abenteuer seiner Fahrt nach der Perlenbank am Felsen des guten Glückes.

Schildereien aus der Fremde.

Wanderungen durch Süd-Amerika.

(Schluß. *)

Gerade dieser längere Aufenthalt war es, dem unser Reisender seine intime Bekanntschaft mit allen Klassen der Bevölkerung und dadurch seine genaue Kenntniß des Landes und der

der Architektur der alten Incas und selbst aus noch früherer Zeit, in Skizzen von Volksscenen voll Contraste und Gegensätze, aus dem wilden Treiben der Indianer, wie aus dem eleganten und feinen häuslichen Leben der Vamanerinnen; aus dem zauberhaft schönen Aufenthaltsorte der Residenzen der Könige, wie aus den Irtsalen unfruchtbarer Steppen; aus den Gegenden jener ewigen Eiszfelder, wie aus denen der üppigsten Vegetation — Alles mit außerordentlicher Treue, mit scharfsinnigem Urtheile und einem seltenen Talente gezeichnet.

Rugendas hat in Paris einige dieser Zeichnungen der Veröffentlichung übergeben, welche voll Interesse sind und ein sehr günstiges Vorurtheil für das von ihm herauszugeben beabsichtigte



Die Gebirgskette der Cordilleras de los Andes.

Sitten seiner Bewohner verdankte. Auch hat er sich äußerst schätzbare Documente über die politischen Angelegenheiten jener Staaten verschafft, deren Veröffentlichung einen untrüglichen Faden der Ariadne in jenem räthselhaften Labyrinth der Zeitgeschichte von Südamerika abgeben dürfte.

große Reiserwerk erwecken. Wir entnahmen denselben die jüngst mitgetheilten, wie die beifolgenden Stiche, von welcher letzteren eine die merkwürdige Gebirgskette der Cordilleras de los Andes darstellt, welche sich von der darischen Meerenge bis zur magellanischen Straße über 650 Meilen weit ausdehnt, das andere



Indianer, von einem Tiger verfolgt.

Rugendas' Skizzenbuch enthält außer den gedachten Aufklärungen über die Sitten und Gebräuche jener Völker und deren Entwicklungsgeschichte gegen zweitausend Zeichnungen, bestehend in Landschaften, in Städte-Ansichten, in Darstellungen

aber eine Gruppe Indianer zeigt, welche von einem Tiger verfolgt werden.

Wie wir hören, wird Moriz Rugendas seine vielen Studien, sowohl die literarischen Notizen als die künstlerischen Erzeugnisse, die er auf seinen Wanderungen gemacht, sammeln und in

*) Siehe die Nr. 30 des III. Bandes unserer Zeitschrift.

einem
unsere
dürfte.

Na
sie auch
Thüre
Treppe
faß, das
rief sie
in der
was ist
Sepper
aus un
wenig
Seppi
den ihn
Labsal.
denn da
ich besor
Er reich
aber wo
aber he
nie g'fel
„d'Hose
und ern
eiligt a
In
am Fen
über die
unnötig
sie sich
doch her
und dem
blieb gr
einmal
dachte si
in diese
selber so
heute et
trifft mi
zum hei
ES
Schnee
glanz;
Dorfe
so freien
Recht,
traurige
sieht da
fahr für

einem Prachtwerke der Doffentlichkeit übergeben, wie vielleicht unsere ganze Literatur bis heute kein zweites aufzuweisen haben dürfte.

Unterhaltungssaal.

Die Fahrt zur Hochzeit.

(Fortsetzung.)

Nanni war nicht eitel, und in der jetzigen Stimmung hatte sie auch weder Geduld noch Zeit, sich länger zu betrachten. Die Thüre ward daher rasch geschlossen und hurtig sprang sie die Treppe hinab zum Boten, der noch behaglich auf der Ofenbank saß, das letzte Stückchen Käse im Munde. „Tummle dich, Seppi,“ rief sie ihm zu, „ich muß fort!“ Erstaunt sah dieser Nanni in der männlichen Kleidung und zum Weggehen gerüstet. „Na, was ist denn los, Nanni?“ „Nichts, gar nichts, langsamer Seppi!“ erwiderte sie freundlich, aber hastig; „komm nur, trink aus und wenn du nicht zu müde bist, kannst du mich wohl ein wenig begleiten und mir unterwegs von der Balbine erzählen.“ Seppi war rasch auf den Beinen; er dankte für den Zwanziger, den ihm Nanni unter den Käse gelegt und für das treffliche Labfal. „Aber mitgehen, Nanni,“ erwiderte er, „kann ich nicht; denn der Meister hat mir noch ein Briefchen mitgegeben, das ich besorgen muß, und da müchtest du zu lange warten müssen.“ Er reichte ihr die Hand und sah ihr noch immer verwundert, aber wohlgefällig in's Gesicht. „Behüt di Gott, Jungfer Nannerl; aber heut schaust du ja so wunderlich aus, wie ich dich noch nie g'sehn hab, und,“ setzte er mit schelmischer Miene hinzu, „d'Hosen stehen dir auch besser, als der Weiberrock.“ Nanni lachte und erröthete ob der Bemerkung des muntern Buben, der sich eiligst aus dem Staube machte, als fürchte er ihren Verweis.

In der Nachbarschaft wurde hie und da neugierig ein Schieber am Fenster geöffnet, als Nanni in ihrer männlichen Kleidung über die Straße ging; aber sie schritt rasch fort, um nicht durch unnöthige Fragen aufgehalten zu werden. Zum erstenmal schämte sie sich, oder vielmehr hinderte sie diese Art der Bekleidung, doch beruhigte sie der Gedanke, daß sie sicherer darin sein werde und dem Bruder besser nützen könne. Wer an ihr vorüberging, blieb grüßend stehen — „und a schönes Madel!“ hörte sie mehr als einmal selbst aus dem Munde alter Weiber ihr nachsagen. Lächelnd dachte sie, was ist denn nur heute mit mir; so oft schon war ich in dieser Kleidung, und niemals dünkte ich den Leuten, noch mir selber schön, und auch in meinem Herzen ist mir's, als ob sich heute etwas Außerordentliches mit mir ereignen würde. Vielleicht trifft mich zum erstenmal Unglück, und ihre Augen sahen traurig zum heiteren Himmel.

Es war ein schöner Wintertag. Die mit blendendem Schnee bedeckten Berge schimmerten wie Silber im Sonnenglanz; auch die Luft war mild, und je weiter Nanni vom Dorfe sich entfernte und immer steiler den Berg hinaufstieg, um so freier und wohler wurde ihr zu Muth. Ja, der Bruder hat Recht, gestand sie sich, in der warmen, engen Stube ist es ein trauriges Leben, und man hat mehr Vertrauen zum lieben Gott, sieht das Auge die Felder, die Berge, den Himmel. Die Gefahrt für den Bruder schien ihr jetzt auch nicht mehr so groß, und

es beunruhigte sie sogar nicht einmal mehr, daß er ihr so weit voraus war und sie ihn auch selbst in der Entfernung nicht mehr sehen konnte. Fröhlich sang sie ein munteres Lied und singend und frohen Muths erreichte Nanni das Dörfchen Pians.

Am ersten Wirthshaus stand ein schöner Schlitten, an den der Hausknecht eben ein Pferd anspannte, und, mit dem Rücken gegen sie gekehrt, ihr Bruder. Halt, dachte sie, er darf mich nicht sehen, sonst muß ich zurück. Sie eilte auf ein kleines Haus zu, welches abwärts an einem Hügel stand; dort war eine Bank, die von ihm nicht gesehen werden konnte.

Sie setzte sich, mehr ermüdet von der Eile mit der sie sich angekleidet, als vom Gehen. Den Hut abnehmend bemerkte sie nicht, daß ihre langen, dichten Zöpfe über ihren Nacken niederfielen, denn ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den Schlitten gerichtet. In diesem Augenblicke zeigte der Hausknecht ihrem Bruder Etwas in der Gegend, wo sie saß. Um nicht erkannt zu werden, wendete sie sich deshalb rasch um, und — vor ihr stand ein bairischer Offizier, schön und groß, eine männlich-krafftige Gestalt. Betroffen sprang sie auf und stellte die Flinte neben sich, als müsse sie präsentiren; nicht weniger war auch er überrascht. „Ist das ein Mädchen oder ein Bub?“ fragte er laut, doch die langen Flechten ließen keinen Zweifel übrig, Nanni, wußte vor Schrecken und Verlegenheit nicht, was sie beginnen sollte. „Es ist eingespannt, Herr Hauptmann!“ tönte es vom Wirthshaus herüber; aber der Offizier stand, wie an den Boden gefesselt, im Anblick des schönen Mädchens versunken da. „Ich komme!“ rief er zurück, und ehe sie es abwehren konnte, um-



armte er die Beende und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Stirne. Zum Böse sein war keine Zeit, denn bis sich Nanni gefaßt hatte, saß er längst schon im Schlitten und neben ihm, ihr unbegreiflich, der Bruder. —

„Wenn das der böse Hauptmann wäre, der ihm auflauert? Wenn er ein Gefangener wäre und man ihn nach München schleppte!“ so drängte sich in ihrer Seele ein trüber Gedanke nach dem andern. Ihr Herz sagte ihr zwar wohl, das thut der Offizier nicht; aber warum nicht? fragte der Verstand wieder, weil er schön ist und dich küßt? Das Herz ließ sich aber von der Vernunft nicht irre machen; es zauberte ihr seinen Blick

voll Güte und Sanftmuth vor, und, sonderbar, sie konnte ihm ob seiner Reue, mit der er ihr den Kuß geraubt, doch nicht ernstlich böse werden, was sie doch von jedem Andern aufgebracht hätte. Langsam und sinnend machte sie sich wieder auf den Weg.

„Na, da habe ich dich doch noch erwischt!“ rief jetzt Seppi hinter ihr her, und eilte was er konnte, sie zu erreichen. Auch sie freute sich seiner Begleitung, er konnte ihr gewiß mehr vom bösen Hauptmann erzählen. Doch lassen wir Beide im traulichen Gespräch weiter gehen, und hören wir, wie Pfarrer Stephan sich mit dem Offizier unterhielt, dessen Namen er nicht kannte, wie auch dieser den seinigen nicht.

Der Hauptmann war anfangs still und in sich gekehrt; der Kuß, den er so eben auf die schönste Stirne gedrückt, die er jemals gesehen, brannte ihm noch auf den Lippen, und die ganze Erscheinung zauberte sich wie ein süßes Traumbild vor seine Seele, das seine Phantasie nicht los werden konnte. Mehr als einmal sah er zurück, so daß endlich der Pfarrer das Schweigen brach und ihn fragte, ob er vielleicht im Wirthshaus Etwas zurückgelassen.

„Nein,“ erwiderte er freundlich, sich plötzlich seines Gastes erinnernd. „Entschuldigen Sw. Hochwürden mein Zerstreutsein.“

„Bitte,“ erwiderte lächelnd der Pfarrer, „ich kann mich ja für Ihre Güte, mich mitfahren zu lassen, nur zu Dank verpflichtet fühlen.“

„Warum nicht gar,“ erwiderte der Hauptmann heiter; „es ist ja eine große Ehre für mich, in Ihrer Gesellschaft die kleine Reise machen zu können. Hochwürden sind vermuthlich der Herr Pfarrer von Imst?“ fragte er gesprächig weiter.

„Nein, Herr Hauptmann,“ erwiderte dieser, „ich bin der Pfarrer im Dorf Barrens ober Brennbühl.“

„Jedenfalls,“ erwiderte verbindlich der Hauptmann, „sehen Sie ein ehrendes Vertrauen in mich, indem Sie mit einem bayerischen Offiziere in einem Wagen fahren. Viele Ihrer Herren Kollegen, würden dieß nicht thun, aus Furcht dem Volk zu mißfallen und sich inconsequent zu zeigen; denn sie schimpfen auf uns und unsere Regierung von allen Kanzeln herab. Hochwürden müssen einem Soldaten Offenheit und Aufrichtigkeit zu gut halten, aber wie gesagt, die Geistlichkeit Tirols benimmt sich, meiner Ansicht nach, durchaus nicht ihres Standes würdig. Statt des Evangeliums, predigen dieselben dem Volke den Haß, statt der Liebe lehren sie es den Streit.“

„Wer sagt Ihnen das?“ erwiderte der Pfarrer. „Das Volk will seine alten Rechte wahren und zu seinem angestammten Kaiser halten; jeder Tiroler, reich oder arm, jung oder alt, Weiber und Mädchen sogar, nehmen daran Theil; es bedarf wahrlich keiner Ermunterung von unserer Seite.“

„Mein König,“ erwiderte der Hauptmann mit leidenschaftlicher Wärme, „wahrt die Rechte seiner Bürger, wie Oesterreich die der seinigen, und wenn Kaiser Franz ein Vater seiner Unterthanen ist, so darf der Baier stolz sein, König Max ist es nicht weniger. Wozu also von geistlicher Seite, von der man es am wenigsten erwarten sollte, die Aufforderung zum Widerstand, zum Aufruhr beim Landvolk?“

„Haben Sie Ueberzeugung davon?“ fragte der Pfarrer.

„Allerdings!“ erwiderte eifrig der Hauptmann, „da ist namentlich ein gewisser Pfarrer Stephan, der führt sogar die

Bauern selbst an; treffe ich den Erzschelm einmal, entwischt er mir gewiß nicht wieder!“ Bei dieser Aeußerung glühte sein Gesicht vor Zorn.

„Kennen Sie den Mann?“ fragte der Pfarrer.

„Nein, aber Sie gewiß,“ erwiderte der Offizier rasch und sah ihm dabei forschend in's Angesicht.

„Wie mich selber,“ sagte gelassen Stephan, „doch kann ich Sie versichern Herr Hauptmann, Pfarrer Stephan ist weder ein Erzschelm, noch ein Volksaufwiegler. Wenn er die Bauern gegen die Baiern anführte, so geschah es gewiß nur, weil ihm keine andere Wahl blieb; man machte ihn selbst dazu und eine Weigerung wäre sein Tod gewesen. — Uebrigens,“ setzte er hinzu, „will ich nicht abstreiten, daß Pfarrer Stephan mit Leib und Seele dem Kaiser ergeben ist, und den jetzigen Regierungswechsel nur als eine französische Gewaltthat ansieht, in die er sich als Tiroler, wie seine Landsleute, nicht fügen möchte. Ei, wie wäre es denn z. B. den guten Baiern, wenn sie österreichisch werden müßten? Oder wäre es Ihnen, Herr Hauptmann, denn so ganz gleichgiltig ob Sie dem Fürsten von Baiern, oder dem von Oesterreich gehörten?“

(Fortsetzung folgt.)

Lablache in Italien.

(Schluß.)

„Schon gut,“ sagte Lablache, „wir kennen das. Berichten Sie mir die näheren Umstände.“

„Die sind kurz erzählt, mein Herr. Ein Pfarrer von Imola, nach Aller Zeugniß ein sehr achtungswerther Priester, begab sich in Begleitung zweier Nissen nach Rimini. Eine Viertelstunde vor Faenza wurden die Reisenden von drei verummanteten und maskirten Männern angehalten, und, da der Jüngste sich zur Wehre setzen wollte, alle Drei von den Dolchen der Räuber wie Siebe durchlöchert. Man brachte die Verwundeten hieher, und der arme Pfarrer ist gestern Mittag auf diesem Bette da gestorben.“

„Auf diesem Bette da?!“ knirschte Lablache, indem er sich in den äußersten Winkel des Gemachs zurückzog. „Ich reise auf der Stelle weiter. Schaffen Sie mir sogleich eine militärische Bedeckung. Gehen Sie zu dem Commandanten.“

„Zum Capitain Attilio Sforza?“

„Er heißt Sforza? Um so besser! Er wird den Adel seiner Vorfahren nicht verleugnen wollen.“

„Mein Freund,“ sagte Madame Lablache liebevoll, „nimm doch einen Bissen zu dir, um frische Kräfte zu gewinnen!“

„Ich habe keinen Hunger, keinen Durst, keinen Schlaf, wohl aber das Fieber,“ erwiderte der Künstler, indem er mit großen Schritten das Zimmer maß. „In diesem Bette da, welches besonders für mich gemacht ist! Brrr! Ich glaube, ich sehe ihn noch, den todtten Pfarrer, wie er die Hände ballt und die Zunge herausstreckt. Heilige Mutter Gottes!“

Nach zwanzig Minuten, die dem Säger wie eben so viele Jahrhunderte vorkamen, erschien der Kellner wieder.

„Der Capitain Sforza läßt sich Ihnen in Anerkennung Ihres berühmten Namens, den ich ihm nannte, hochachtungsvoll empfehlen.“

„Danke, danke! — und die Bedeckung?“

„Leib-
pagnie best-
sechs die B-
sind sie vol-
„Päp-
Wohlan, g-
„Umm-
„So r-
holen!“ sch-
Mada-
„Geduld, -
vorüber. G-
können wir-
„Dess-
brach sie L-
Da bleibe-
Pariser Pu-
Am c-
Mensch, m-
nen war.
Aber
ihn so verst-
wie Rossin-
mochten.
sich entsetz-
Pfarrer vo-
Als e-
ertönte ein-
vor Schrec-
„Das-
gibt in Pa-
Selbst-
druck; er-
Bologna r-
ein fortge-
er zu neue-
in beständi-
Am 3-
seiner Abre-
Gesundheit-
Auge, eine-
leichtes M-
nie an ih-
geheimen G-
Zwei
seine Stimm-
wie eine
Begeisteru-
schwemmu-
der Frau
Bartholo-
in ihrem
Aber
reise ist

*) Ein

„Leider konnte er Ihnen damit nicht dienen. Seine Compagnie besteht aus 18 Mann, von denen haben sechs die Hände, sechs die Füße erfroren. Was die übrigen Sechse anlangt, so sind sie vollständig invalid.“

„Päpstliche Soldaten! Das konnt' ich ja im Voraus wissen! Wohl an, geben Sie uns ein anderes Zimmer.“

„Unmöglich, mein Herr, Alles ist besetzt.“

„So mag Ihre ganze verdammte Wirthschaft der Teufel holen!“ schrie der Sänger, dem jetzt der Geduldsfaden riß.

Madame Lablache näherte sich schüchtern ihrem Gatten. „Geduld, mein Freund! Fünf oder sechs Stunden sind ja bald vorüber. Setzen wir uns an das lodernde Kamin; morgen früh können wir ja mit dem Postwagen weiter reisen.“

„Dessen Führer noch mehr Furcht haben, als wir,“ unterbrach sie Lablache zornig. „Ach, welche Nacht, welche Nacht! Da bleibe einer noch bei dem Humor, den ich für mein liebes Pariser Publikum in diesem Lande sammeln wollte!“

Am andern Tage reiste Lablache, mehr Maschine als Mensch, nach Bologna, wo er zwei Tage zu verweilen gesonnen war.

Aber die traurigen Eindrücke der verwünschten Reise hatten ihn so verstimmt, daß selbst der Anblick alter, vertrauter Freunde wie Rossini, Donizetti, Zucchelli ihn nicht aufzuheitern vermochten. Bei jedem Geräusch, das er vernahm, drehte er sich entsezt um, und glaubte die Frau des Seiltänzers oder den Pfarrer von Imola zu sehen.

Als er am Abend seiner Ankunft bei Rossini zu Nacht speiste, ertönte ein greller Pfiff unten auf der Straße. Lablache ließ vor Schrecken Messer und Teller fallen.

„Das hat Nichts zu bedeuten,“ sagte Rossini lächelnd, „man gibt in Paris Robert Bruce.“*)

Selbst dieser Scherz machte auf den Sänger keinen Eindruck; er schien einer düstern Apathie verfallen zu sein. Von Bologna nach Turin war seine Reise ein schrecklicher Traum, ein fortgesetztes Alpdrücken. Auf dem Sanct Bernhard erwachte er zu neuer Furcht: Zwanzig Mal während des Tages war er in beständiger Angst, den Hals zu brechen.

Am Abend des 29. December 1846, drei Wochen nach seiner Abreise von Neapel, langte er wieder zu Paris an. Seine Gesundheit ließ Nichts zu wünschen übrig; er hatte ein munteres Auge, einen rothigen Teint, ein volles heiteres Antlitz. Aber ein leichtes Runzeln der Brauen, welches seine Freunde früher nie an ihm bemerkt, schien ein sprechender Zeuge einer eigenen geheimen Schwermuth zu sein.

Zwei Tage reichten indessen hin, die Wolken zu zerstreuen, seine Stirn zu glätten. Als das Publikum den angebeteten Heros, wie eine Familie den zurückkehrenden Vater, mit Jubel und Begeisterung empfing, da verschwanden die Schreckbilder der Ueberfluthung von Rom, die Schatten des Pfarrers von Imola, der Frau des Seiltänzers. Lablache wurde wieder Lablache, und Bartholo, Leporello, Geronimo, Don Pasquale standen wieder in ihrem unerschütterlichen und kolossalen Humor da.

Aber eine Nachwirkung dieser verunglückten Vergnügungsreise ist ihm geblieben. Lablache wird sicherlich nie mehr auf

seine Villa zurückkehren, es sei denn, der König von Neapel stelle ihm ein Grenadierregiment als Schutz- und Geleitswache zur Verfügung. Im andern Falle, sagt unser berühmter Sänger, im Gegensatz zu Mohammeds Ausspruch: „Wenn Lablache nicht zum Besuv kommt, so muß wohl der Besuv zu Lablache kommen.“

B u n t e s.

Wo kann man barbirt werden. — Kürzlich trat ein Landmann in einen Laden in New-York; ohne sich weiter umzusehen, zog er den Rock aus, nahm die Halsbinde ab, warf sich auf einen Stuhl, kreuzte die Beine und rief in einem gebieterischen Tone: „Das Wasser ist doch auch warm?“ — „Wasser, Sir?“ entgegnete ein eleganter Mann, der im Laden stand und mit neugierigem Erstaunen dem Treiben des Landmannes zugesehen hatte. „Was für Wasser, Sir?“ — „Nun, ich verlange barbirt zu sein! Warum halten Sie die Dinge nicht in Bereitschaft? Bin in Eile!“ — „Bitte um Entschuldigung, Sir! dieß ist keine Barbierstube, sondern ein Wechselgeschäft.“ — „Sapperment! Ich fragte Jemand in der Straße, wo ich barbirt werden könnte, und er wies mich hier herein.“ — Der Wechseler schnitt ein sehr verbrießliches Gesicht, und der Kunde zog seinen Rock an und ging.

Kleine Tageschronik.

Eine verunglückte Luftschiffahrt zu London am 7. Juli d. J.

Seit dem 15. October 1783, als der kühne Marquis d'Arlandes und Pilâtre de Rozier sich zum erstenmale einem freien Ballon anvertrauten, kamen wenige Fälle des Aufsteigens von Ballonen vor, die so unglücklich hätten enden können, wie der am Mittwoch den 7. Juli zu London stattgehabte.

Wir entnehmen darüber dem Berichte eines Augenzeugen, der die gefährliche Luftfahrt selbst mitmachte, folgende Einzelheiten.

„Da ich ein lebhaftes Verlangen in mir fühlte, London auch einmal bei Nacht von beträchtlicher Höhe aus zu betrachten, nahm ich mir einen Platz in der Gondel des dem Herrn Gypson gehörigen Ballons, der am vergangenen Mittwoch um Mitternacht in Baurhallsgarden in die Höhe steigen sollte. Derselbe hatte kurz vorher sieben Personen in die Lüfte getragen, war solid und dauerhaft gebaut, und ich nahm keinen Anstand, ihn mit noch zwei andern Liebhabern, dem Lenker und dem Besitzer des Ballons, zu betreten. Etwa dreißig bis vierzig Fuß unter dem Schiffe war Feuerwerk angebracht worden, das wir oben anzuzünden beabsichtigten; Proviant wurde herbeigeschafft, denn Hr. Gypson wollte erst am andern Morgen wieder von der nächtlichen Luftfahrt zurückkehren; die nöthigen Vorsichtsmaßregeln durch Sandsäcke, die wir mitnahmen, waren ergriffen, und so stiegen wir denn um 12 Uhr empor. Der Ballon erhob sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit erst in gerader Linie, dann in Kreisen, je höher er flog. Jetzt zündeten wir das Feuerwerk unter uns durch einen Schuß an, und Funken sprühend erstrahlte dasselbe in den verschiedenartigsten Farben. Einen so schönen Effect dasselbe aber auch, von Baurhalls Garten aus gesehen, gemacht haben muß, so wenig Aufmerksamkeit schenkten wir demselben, denn ein großartigeres Schauspiel beschäftigte unsere Blicke.“

Man kann sich unmöglich auch nur die schwächste Idee von der Schönheit des Panoramas von London bei Nacht und von einer Höhe von ungefähr 4000 Fuß herab gesehen, machen, unmöglich können wir den Eindruck schildern, der unsere Seelen beim Anblicke des unermesslichen Raumes um uns erfüllte. In der allgemeinen Dunkelheit verschwanden alle Spuren von Häusern, Mauern, Gärten, Monumenten; man konnte nichts mehr unterscheiden als die am Ufer des Flusses sich in Wellenlinien hinziehenden, in der Stadt aber bald Parallelogramme, bald Kreise bildenden Lichter, die als

*) Eine von Rossini componirte Oper.

ebenso viele Sterne erschienen, so daß es uns, die wir über uns, unter uns, von allen Seiten von strahlenden Lichtpunkten umgeben waren, vorkam, als schiffen wir in einem schwarzblauen, uferlosen See, in dessen Wellen sich die leuchtenden Körper des tiefblauen Himmels spiegelten, durch den unermesslichen sternbesäeten Raum hin.

Unser Ballon stieg unterdessen rasch empor, und schon mochten wir eine Höhe von 7000 Fuß erreicht haben, als der Lenker unseres Fahrzeugs, Herr Corwell, der in dem Reife, der die Gondel beherrschte, saß, und das Ventil nach dem Bedürfnis zu richten die Aufgabe hatte, den Besitzer, Herrn Gypson, benachrichtigte, daß die außerordentlich dünn gewordene äußere Luft den Ballon aufblähe und verhärte, worauf ihm der Eigentümer den Befehl gab, das Ventil ein wenig zu öffnen, um einiges Gas entströmen zu lassen. Herr Corwell gehorchte, aber in demselben Augenblicke hörten wir ein Geräusch, dem der Dampfwagen ähnlich, die den überflüssigen Dampf entströmen lassen, und der untere Theil des Ballons zog sich zusammen und schlüpfte in den obern wie unsere nebenstehende Abbildung zeigt.

„Wir sind verloren!“ rief der Lenker; „das Ventil ist zerbrochen und mit erschreckender Schnelligkeit fiel der Ballon; die vielen seidenen Schnüre, die vom Gas nicht mehr angespannt waren, sanken zusammen und schwirren unordentlich über unsern Köpfen durcheinander. Corwell stieg vom Reife in das Schiffchen und rieth uns, allen Ballast über Bord zu werfen. Es geschah. Wein und Mundvorrath, Sand- und Mantelsäcke flogen hinab, aber — die Geschwindigkeit unseres Falles nahm nicht ab. Ueberdies kamen wir durch das rasche Niedersteigen in die Nähe unseres Feuerwerks, das noch nicht ganz erloschen war, und halb abgebrannte, noch glimmende Raketen vermischten sich mit den Schnüren. Endlich, damit nichts fehle, um die Schrecken unserer unheimlichen Lage zu vergrößern, hüllten uns plötzlich von allen Seiten dunkle Wolken ein, der Wind blies mit größter Heftigkeit, und während der Blitz uns umzingelte, fing der Ballon, der bisher senkrecht gefallen war, gar bedenklich zu schwanken an. Wir waren jetzt, wenn meine Berechnungen mich nicht täuschten, etwa noch eine (englische) Meile von der Erde entfernt.

Unser Fall hatte im Ganzen noch keine zwei Minuten gedauert — denn von der Geschwindigkeit desselben verschafften mir einige Blätter Papier, die ich hinauswarf, und die Schnelligkeit, mit der wir sie überreichten, die überraschendsten Beweise — als wir nach und nach die fernen Lichter von London wieder deutlicher sahen; die furchtbaren Schwankungen hörten auf, obgleich die Gondel noch immer heftig hin und her bewegt wurde, und endlich erblickten

wir sogar die Häuser, deren Dächer uns entgegenzukommen schienen. Wir hielten uns fest umklammert, und glücklicherweise vermied unser Schiffchen die gefährlichen Dächerklippen. Als sich dasselbe der Erde näherte, faßte ich den obern Reif, um das Anprallen auf dem Boden zu vermindern, das aber nichts desto weniger fürchterlich war.

Wir wurden, nachdem der Ballon den Boden erreicht hatte aus dem Schiffchen geschleudert, waren aber so in die Schnüre und Seile desselben verwickelt, daß wir, wenn wir, wie ich anfangs für unsere Rettung gehofft hatte, in die Themse gefallen wären, unrettbar würden verloren gewesen sein. Der Ballon, dessen unterer Theil in den obern geschlüpft, war ganz leer, und augenscheinlich dankten wir unsere Rettung nur der Solidität des Netzes, das den Ballon umspannt gehalten; denn der obere Theil desselben bildete so, wie unsere Zeichnung zeigt, eine Art Schirm, der uns als Fallschirm schützend zur Erde gebracht hatte.

Wir waren in eine der neuen Straßen zwischen Baurhall und der Belgrave Roads gefallen, ungefähr eine Meile von dem Orte entfernt, wo wir aufstiegen, und wie durch ein Wunder war keiner von uns ernstlich verwundet worden, sondern alle mit leichten Quetschungen und Hautrissen davon gekommen. Eine ungeheure Menschenmenge umgab unser verunglücktes Fahrzeug und bezeugte uns durch ihren lauten Beifall und ihre geschäftige Sorgfalt die Freude, die sie empfand, daß kein Unglück zu bedauern war. Ich eilte mit einer Droschke alsbald nach Baurhall, um meine Verwandten von meiner un gefährdeten Zurückkunft zu überzeugen, denn schon hatte sich daselbst die Nach-

richt verbreitet, wir wären alle jämmerlich zerschmettert herabgestürzt. — Nie aber werde ich mehr bei Nacht eine Luftschiffahrt unternehmen.“

Albert Smith.

Auflösung des Bilder-Räthels in Nr. 31:

Hoch auf dem alten Thurne steht des Helden edler Geist.